



Peter Sloterdijk

Professor für Philosophie, Rektor, Staatliche Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe. Geboren 1947 in Karlsruhe. 1968–74 Studium der Philosophie, Germanistik und Geschichte in München, 1975 Promotion in Hamburg. Seit 1980 freier Schriftsteller. Seit 1992 Professor für Philosophie und Medientheorie an der Hochschule für Gestaltung Karlsruhe, seit 1993 Leitung des Instituts für Kulturphilosophie an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Seit 2001 Rektor der HfG, seit Januar 2002 Leiter der Sendung „Im Glashaus – Das Philosophische Quartett“, mit Rüdiger Safranski, im ZDF. Mehrere Auszeichnungen. Internationale Gastdozenturen.

Veröffentlichungen (kl. Auswahl): Kritik der zynischen Vernunft, 2 Bände, 1983; Der Zauberbaum. Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785, 1985; Der Denker auf der Bühne. Nietzsches Materialismus, 1986; Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik, 1989; Vor der Jahrtausendwende. Berichte zur Lage der Zukunft, Hrsg., 2 Bände, 1990; Weltrevolution der Seele. Ein Lese- und Arbeitsbuch zur Gnosis von der Spätantike bis zur Gegenwart, Hrsg. zusammen mit Thomas H. Macho, 2 Bände, 1991; Falls Europa erwacht, 1994; Philosophie Jetzt!, Reihe in 20 Bänden, Gesamtherausgeber, 1995-97; Sphären I – III, 1998 – 2002; Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus, 1999; Über die Verbesserung der guten Nachricht. Nietzsches fünftes Evangelium. Rede zum 100. Todestag von Friedrich Nietzsche, 2000; Luftbeben. An den Quellen des Terrors, 2002; Im Weltinnenraum des Kapitals, 2005.

Kontakt

Prof. Dr. Peter Sloterdijk
Staatliche Hochschule für Gestaltung
Lorenzstr. 15
76135 Karlsruhe
Deutschland
Telefon: +49 721 8203-0
E-Mail: rektorat@hfg-karlsruhe.de
Internet: <http://www.hfg-karlsruhe.de>

Peter Sloterdijk

Europa – ein psychopolitisches Experiment

Wir sollen einmal den Versuch unternehmen, die Fundamente des Nachdenkens über Europa etwas tiefer zu legen, als es in den gängigen Diskursen zum Thema üblich ist. Wir alle können uns, glaube ich, mühelos darauf verständigen, dass wir in diesen Tagen ein semi-depressives Großkonstrukt namens Europa bewohnen – bevölkert von Menschen, die seit Jahrzehnten kaum etwas anderes tun, als ihrer Grundstimmung immer neue Nuancen abzugewinnen – mit dem Ergebnis, dass sich ein Schleier aus vergoldeter Unzufriedenheit über die Länder des alten Kontinents ausbreitet. Man müsste sehr undankbar sein, um die Vorzüge des Daseins in dieser Weltgegend zu leugnen. Wenn man schon den Nachteil, geboren zu sein, auf sich nehmen muss, dann doch am besten in diesem müden und attraktiven Europa.

In politischer Hinsicht ist Europa in psychopolitischer Sicht für die meisten seiner Bewohner noch immer ein zu großer Mantel. Als Vaterland ist es noch eine zu weite, zu offene, zu unheimliche Figur. Das europäische Gewand sitzt uns noch nicht wie angezogen, noch sind wir nicht wirklich in das neue politische Format hineingewachsen, es bleibt bis auf weiteres zu groß geschnitten. Ohne Zweifel hat das damit zu tun, dass wir nolens volens allesamt noch Kinder des Nationalzeitalters sind. Nationalmenschen sind Individuen, die ein langes Training durchlaufen haben, um in einer politischen Großform vom Umfang einer Nation zu Hause sein zu können. Auch diese Aufgabe bedeutet für Menschen, die vom Dorf kommen, eine enorme Wachstumsleistung – und da wir alle irgendwie vom Dorf kommen und in gewisser Weise eine grüne Vergangenheit haben, ist auch schon der Einzug in die Stadt, der Übergang in den Lebens- und Ambitionsraum der Nation, ein nahezu unabschließbares Projekt. Das lässt sich nicht zuletzt am Ferienverhalten der Europäer ablesen, die in periodisch wiederkehrenden Krisen mit aller Macht ins Grüne zurückstreben.

Was die eben benutzte Mantelmetapher angeht, so möchte ich nicht versäumen zu erklären, dass sie in systemischer Sicht für die synthetischen Funktionen der umfassenden politischen Strukturen steht. Diese Funktionen verstehen sich keineswegs von selbst und müssen daher den Teilnehmern der großen Komplexe immer von neuem erläutert werden. Der „Mantel“, das heißt die psychopolitische Hülle, wird als ein zu großer empfunden, wenn, um technisch zu reden, die effektive Überlebenseinheit bereits ein höheres Format aufweist als die täglich erlebte Kooperationseinheit. Dann sind die Populationen der Versuchung ausgesetzt, sich an die letztere zu klammern, indessen man die pragmatische Unentbehrlichkeit der ersten nicht wahrhaben kann und will – so geschehen bei den Referenden des Sommers 2005 über die EU-Verfassung, als

*Europa: ein
semi-depressives
Großkonstrukt*

*Europas Mantel ist
zu groß*

*Eine Wachstums-
leistung für
Dorfbewohner*

*Der Mantel als
psychopolitische
Hülle*

EU-Verfassung

eine Mehrheit von EU-kritischen Franzosen und Holländern ihrer megalophoben Stimmung ein weithin sichtbares Denkmal setzten.

*Der treibende
Mythos für das
europäische Format*

Vergil

*Vielleicht war das
eigene Imperium
von den Römern gar
nicht gewollt*

Ich möchte im folgenden jedoch ein Kapitel der europäischen Mythodynamik in Erinnerung rufen, von dem ich überzeugt bin, dass es uns helfen kann zu verstehen, dass und warum für uns das Hineinwachsen in die größere politische Form, allen Komplikationen zum Trotz, eine bewältigbare Aufgabe darstellt. Ich behaupte, wir besitzen bereits, virtuell und aktuell, den treibenden Mythos, der uns das Dasein im europäischen Format als möglich, wünschenswert, plausibel und attraktiv erläutern könnte, sofern wir uns ihn wieder in der richtigen Weise aneignen. Wir besitzen ihn in Gestalt der ersten echt europäischen oder besser eurogenen Erzählung, wie sie in der Ära des Caesars Augustus erstmals vorgetragen worden ist. Ihr Erzähler ist der Dichter Vergil, der zu seiner Zeit schon vor der Verlegenheit stand, mit seinen Landsleuten, den von Erinnerungen an den Bürgerkrieg geplagten und von den Aufgaben der Reichsverwaltung überforderten Römern, etwas Vernünftiges anzufangen. Auch damals gab es bereits ein semidepressives Großkonstrukt, das später Imperium Romanum heißen sollte – eine politische Großform, die um das ganze Mittelmeer reichte, gleichsam die ganze damals bekannte und bewohnte Welt. Keiner von den Erben des Reiches wusste damals so recht, was man mit einer riesenhaften Machtmaschine dieses Umfangs anzufangen hat, und niemandem unter den Bodenständigen war klar, wie man unter einem so weiten Dach leben sollte. Man kann soweit gehen zu behaupten, dass traditionell denkende Römer dieses so genannte Imperium zunächst überhaupt nicht gewollt haben können. In Wirklichkeit war das römische Reich nur als ein Nebenprodukt des überspannten Sicherheitsbedürfnisses italienischer Bauern und Großgrundbesitzer entstanden, jener Klasse schlagkräftiger Biedermänner, die sich einbildeten, die Sicherheit Latiums oder Italiens müsse an den Felsen von Gibraltar und an der Mündung des Nils oder des Euphrats verteidigt werden.

Jetzt hatte man mit einem Mal die imperiale Beschörung, und keiner von den Römern vor Augustus wusste, was man mit der Herrschaft über die Länder des „Erdkreises“ anfangen sollte. In dieser Situation hat Vergil den Römern ihrer Mythos geschenkt – und mit den Römern zugleich den Römernachfolgern, der Europäern – ich komme auf das Motiv der Rom-Nachfolge gleich zurück. Vergil erzählt die Geschichte eines Mannes aus dem Osten, der im Westen das Imperium erfindet. Wovon ich spreche, ist offenkundig – die Rede ist von Aeneas, dem trojanischen Fürstensohn, der sich überdies einer Abstammung von Venus rühmen darf. In der Wahl dieser Figur ist schon die ganze Botschaft vom Wesen und Charakter Europas enthalten. Der erste Europäer ist der Verlierer aller Verlierer, ein Mann aus einem untergehenden Reich im Osten, ein Flüchtling, der, als er den Kurs nach Westen und ins neue Leben wählt, eine brennende Stadt im Rücken hat. Man kann diesen Umstand nie genug betonen: Der Gründungsheld des vergilischen Europa ist keineswegs von Anfang an ein Triumphator, er ist kein massiver Heros, sondern eine gebrochene Gestalt, ein Besiegter, der aufgrund göttlicher Ratschlüsse den Weg von Kleinasien nach Italien finden sollte. Ich will nicht soweit gehen zu sagen, dass der

*Aeneas:
der erste Europäer
ist der Verlierer
aller Verlierer*

*Aeneas war ein
Flüchtling*

*Kein Heros, sondern
ein Besiegter*

erste Europäer ein Türke war, obschon die heutige politische Geographie eine solche These nahe legte, aber er war ein umgesiedelter Orientale, er war ein Mann, der aus der Niederlage kam, um einen neuen Anlauf zu versuchen. Halten wir fest, als Flüchtling wurde er zum ersten Europäer, als Heimatvertriebener, als Verlierer – freilich auch als Geretteter. Europa beginnt hier, in der vergilischen Konstruktion, als Flüchtlings- und Zufluchtsmythos. Bedingung für eine solche Laufbahn ist, wie bemerkt, die hoffnungslos brennende Stadt und die Abgeltung der dort zu leistenden Pflichten bis zum bitteren Ende. Vergil macht deutlich, dass Aeneas keinesfalls ein Deserteur ist. Wenn er schon ein Flüchtling werden muss, so doch kein Fahnenflüchtiger. Erst als am Schauplatz der Tragödie schlechterdings nichts mehr zu tun war, durfte er sich den Rückzug erlauben. Auch trat er diesen nicht mit leeren Händen an. Er entkommt dem Brand seiner Heimatstadt mit dem alten Herrn Anchises, dem Vater, auf dem Rücken – was einer archetypischen Aussage über das Vater-Sohn-Verhältnis im europäischen Raum gleichkommt, (denn hiermit wird nicht nur die Pietät des Sohns beschworen, sondern auch die Funktion des Vaters als Autoritätsquelle bekräftigt). Darüber hinaus führt er die Penaten mit sich – auch dies eine folgenreiche Geste, denn die Penaten mitnehmen können bedeutet: die Götter der Familie im Gepäck dabeihaben und so das Glück transportabel machen. Üblicherweise haben ja die öffentlichen und kollektiven Götter ein Transportproblem, da sie an Tempel aus Stein und schwere Standbilder gebunden sind, und erst das Judentum hat mit seinem Auszug aus Ägypten, falls es diesen wirklich gegeben hat, bewiesen, dass Monotheismus allein durch die Übersetzung des schweren Staatsgötter in ein transportables Register möglich wird (ein Beleg für das „Wunder der Schriftlichkeit“). Wenn man sich also diese Szene plastisch vorstellt: ein abgekämpfter Held, aus den Flammen entkommen, den invaliden Vater auf dem Rücken, in den Händen die kleinen Fetische, die häuslichen Götterstatuen, die das Familienglück garantieren: dann sieht man den ersten Europäer über den Horizont kommen, mit Unglück beladen, doch von Glückszeichen nicht ganz verlassen. Der Vater des Aeneas ist so kostbar, weil er später in der Unterwelt die römischen Herrschaftserfolge prophezeien wird, die Penaten sind unentbehrlich, weil sie die Übertragbarkeit des Glücks in neue Milieus symbolisieren. Auch letzteres ist unermesslich wichtig, weil die Römer bekanntlich Familialisten waren – bei ihnen wird vom Wärmezentrum der Familie aus das Geheimnis des Lebenserfolgs generiert – vom kleinen Familienherd bis hinauf zum Staatsherd auf dem Forum Romanum.

Vergessen wir nicht zu erwähnen, dass Aeneas bei seiner Flucht den Westkurs wählte und so die Vorzeichen für eine neue Sinnggebung des Daseins im Westen setzt. Wenn die Europäer die Menschen des Okzidents, des Abendlandes sind, so auch, weil hier die Gegend des Sonnenuntergangs neu bestimmt wird als Schauplatz einer exemplarischen Regeneration. Hierzu gehört auch die Erfahrung, die Aeneas nach seiner Landung in Karthago macht: Die Nachricht vom Untergang Trojas, ja sogar seine eigene Geschichte ist ihm vorausgerüst – als er den Palast der Dido betritt, findet er seine Schicksale schon plastisch dargestellt und in der Anteil-

Europa beginnt als Flüchtlings- und Zufluchtsmythos

Aeneas ist kein Deserteur

Anchises

Penaten

Das Wunder der Schriftlichkeit

Bei den Römern: die Familie im Zentrum

Die Rolle des Okzidents

Karthago: Aeneas in Didos Palast

*Durch das Weinen
die Katharsis*

nahme der Einheimischen aufgehoben, und weil die Anderen ihn schon beweint haben, kann er endlich auch selber weinen. Damit setzt seine Katharsis ein, die sich mit der Erzählung für die Herrin des Hauses vollendet.

*In Europa regenerieren sich Verlierer:
das Evangelium der
zweiten Chance*

Aus diesen Beobachtungen ist folgendes zu lernen: Vergil entwirft Europa als einen psychopolitischen Raum, in welchem sich Verlierer regenerieren. Der Gründungsmythos Europas ist das Evangelium der zweiten Chance. Wo Europa ist, da geschehen Regeneration, Therapien, Rückkehren in den Erfolg und in das gelingende Leben. Daher ist Europa der Incipit-vita-nova-Kontinent par excellence. Dass es auch hier zufriedene Einheimische geben wird, nimmt niemanden wunder. Entscheidend ist aber, dass es hier die Neuankömmlinge sind, die Geschichte machen.

*Amerikas Gründerväter haben den
Mythos Europas
besser verstanden
als die Europäer
selbst*

Wir alle sind frei, unsere eigenen Folgerungen aus dieser Reminiszenz zu ziehen. Doch bevor wir in tiefes Schweigen versinken, will ich verraten, wie meine eigenen Konklusionen lauten. Ich bin nämlich der Meinung, dass das hier beschriebene primäre Europa, sprich der therapeutische Kontinent, sich heute in die USA verschoben hat. Der Grund hierfür ist leicht zu benennen: Offensichtlich haben die amerikanischen Gründerväter den europäischen Mythos besser verstanden als die Europäer selbst. Sie haben das vergilische Europa über den Atlantik transferiert und dem europäischen Basismythos von der Suche nach der zweiten Chance eine neue Heimstätte gegeben. Dabei entstand eine Metanation, eine Nation aus Deserteuren aller Nationen, eine therapeutische Allianz aus Verlierern und Suchern, die nach der Ankunft in ihrer neuen Heimat psychodynamisch umgerüstet werden – von Verliererdepressionen auf das (für Nichtamerikaner oft etwas erzwungen wirkende) manische Syndrom der Neo-Optimisten.

*USA:
Eine Metanation aus
Deserteuren aller
Nationen, eine
Allianz aus Verlierern
und Suchern*

Was nun aber das alte und eigentliche Europa angeht, so befindet es sich zur Stunde in einer Übergangsphase, die man mit etwas gutem Willen als schöpferische Krise deuten könnte. Ich muss zugegen, dass ich den Namen Europa bisher eigentlich stets auf illegale Weise verwendet habe, da in Bezug auf den römischen und vergilischen Komplex der Ausdruck Okzident oder Abendland korrekter gewesen wäre. Das Europa, das wir kennen, entstand ja erst durch die Kolumbusfahrt, und erst dank der Entdeckung der Neuen Welt jenseits des Atlantiks verwandelte sich das Abendland in den Subkontinent Europa, den Weltteil, der von nun an zu recht die Alte Welt heißt. Die Folge der Entdeckungen des Kolumbus war eine dramatische Westverschiebung des Westens; der Dienst habende Westen wurde damals über den Atlantik transferiert, in dessen das Weltbild der Europäer insgesamt von der Atlantisierung, der Vollzugsform der terrestrischen Globalisierung, erfasst wurde. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Alte Welt zum Basislager für die Weltentdeckung und Welteroberung seitens der seetüchtigen Europäer – zugleich verwandelt sich dieses nun rechtens so genannte Europa zum Schauplatz eines riesenhaften biopolitischen Experiments, dessen Ende erst den Übergang in die europäische Gegenwart, die Brüsseler Ära, möglich machte.

*Europa: in einer
schöpferischen Krise*

*„Europa“ oder
„Okzident“ /
„Abendland“?*

*Weltentdeckung
und Welteroberung*

Wir haben noch immer Grund, daran zu erinnern, dass von 1500 bis 1945 in diesem Weltteil ein beispielloses Großunternehmen

der Menschenüberproduktion abgewickelt worden war. Nicht umsonst haben die Hexenverfolgungen diese Epoche eingeleitet. Das jäh verschärfte kirchliche und staatliche Verbot der herkömmlichen populären Geburtenkontrolle sorgte mit einem Mal dafür, dass damals europaweit Verhältnisse entstanden, wie man sie heute eher aus Palästinenserlagern kennen – Geburtenüberschüsse ohne Ende, Überschüsse, die einen maßlosen Menschenverbrauch in der beginnenden Industrieproduktion und einen gewaltigen Menschenexport in alle Himmelsrichtungen ermöglichten und erzwingen. Dieses obszöne biopolitische Regime liegt gottlob seit mindestens zwei Generationen hinter uns. Seither hat sich Europa mehr und mehr zu einem Kontinent der „unwürdigen Greise“ verwandelt, um einen Ausdruck Bertold Brechts zu zitieren. In der Terminologie des Dichters bezeichnet dieser Ausdruck den alten Menschen, der sich nicht mehr dem asketischen und resignativen Codex für die Alten gemäß verhalten will, sondern den Lebensgenuss bis zum Ende fordert. Die bekannte „unwürdige Greisin“ Brechts ist eine alte Frau, die ihr Ersparnis in eigene Erlebnisse investiert, statt es für Nachkommen aufzuheben – wer könnte leugnen, dass dieser Habitus für das neuuropäische Syndrom auf breiter Front charakteristisch geworden ist?

Nachdem ich von dem eurogenen Mythos gesprochen habe, dessen Revitalisierung für die heutigen Einwohner Europas von schicksalhafter Bedeutung sein wird, möchte ich im folgenden einige Überlegungen vortragen, von den Schwierigkeiten der zeitgenössischen Europäer handeln, mit ihrer neuen Rolle in der globalisierten Welt zurechtzukommen. Zunächst erinnere ich an zwei extensive Definitionen Europas, die es nach wie vor verdienen, im Gespräch gehalten zu werden. Der französische Präsident Charles de Gaulle sprach seinerzeit, wie man weiß, nicht nur von dem Europa der Vaterländer, sondern auch – und das ist wichtiger – von einem Europa, das „vom Atlantik bis zum Ural“ reiche. Die Implikationen dieses Diktums sind folgenswer, weil sie die Mahnung enthalten, den östlichen, den russischen Faktor in den Rechnungen des europäischen Westens nie zu vergessen. Daneben liegt mir daran, an Carl Friedrich von Weizsäckers bemerkenswertes Diktum zu erinnern, nach welchem Europa sich eigentlich „von San Francisco bis Wladiwostok“ erstreckt – hoffentlich hören wir hier die Stimme eines Technikphilosophen und Wissenschaftstheoretikers, der in Europa die Heimstätte eines global exportfähigen Rationalitätsmodells erkennt.

Ergänzend zu diesen extensiven Definitionen möchte ich im folgenden einen Autor zitieren, der vor gut neunzig Jahren die interessanteste unter den intensiven Europadefinitionen vorgetragen hat – interessant nicht nur aufgrund ihrer internen Merkmale, sondern auch wegen der Bedeutungsverschiebung, die sich inzwischen vollzogen hat. Ich spreche von dem französischen Dichter und Essayisten Paul Valéry, der in seiner unter dem Titel Variété 1 publizierten Essaysammlung aus dem Jahr 1922 über Europa folgendes zu Papier brachte:

„Überall, wo der europäische Geist zur Vorherrschaft kommt, tritt ein Maximum an Bedürfnissen in Erscheinung, ein Maximum an Arbeit, ein Maximum an Kapital, ein Maximum an Ertrag, ein

*Europa 1500 bis 1945:
Geburtenüberschüsse
ohne Ende,
Menschenexport*

*Neueuropa:
Ein Kontinent
„unwürdiger Greise“
(Bert Brecht)*

*Charles de Gaulle:
Europa vom Atlantik
bis zum Ural*

*C. F. v. Weizsäcker:
Europa von
San Francisco bis
Wladiwostok*

Überall, wo der europäische Geist herrscht, herrschen die „Maxima“: Maximum an Bedürfnissen, Kapital, Ertrag, Macht...

Ein eigentümlicher Dynamismus

Die „faustische Seele“

Dynamismus heute in anderen Weltregionen

E. M. Remarque: „Im Westen nichts Neues“

Heute: Im Westen viel Neues – eine beispiellose Konföderation – die EU

Die EU: eine beispiellose Großform neuen Typs

Maximum an Ambition, ein Maximum an Macht, ein Maximum an Eingriffen in die äußere Natur, ein Maximum an Beziehungen und Austausch. Dieses Ensemble von Maxima macht Europa aus. Bemerkenswerterweise definiert sich der europäische Mensch weder rassisch nach durch Sprache und Brauchtum, sondern durch Wünsche und Spannweite des Willens.“

In heutiger Perspektive sind an diesem Passus vor allem zwei Aspekte zu betonen: Zum einen springt die mathematische Anlage dieser Europa-Definition ins Auge. Wenn Valéry von einem „Ensemble von Maxima“ spricht, bringt er den eigentümlichen Dynamismus des hier konzipierten Zivilisationsprojekts zu seinem luzidesten Ausdruck, inklusive all jener Momente von Intensivierung und Expansion, die von ihm seit jeher untrennbar sind. (Wir haben es hier offensichtlich mit einer kühlen Variante des Syndroms zu tun, das anderswo die faustische Seele heißt.) Zum anderen fällt aber auf, dass die Wahrheitsgehalte der Valéry'schen Formel inzwischen aus Europa emigriert zu sein scheinen und viel eher auf die USA und einige andere vom extremen Dynamismus egriffenen Weltgenden passen als auf die jetzt aus dem Zentrum gerückte Alte Welt.

Eben diese Beobachtung: dass Europa inzwischen nicht nur aus der Mitte des Weltgeschehens gerückt ist, sondern auch das Gesetz des Handelns in vielen Hinsichten an andere Agenturen des Dynamismus abgegeben hat, – möchte ich zum Ausgangspunkt meiner weiteren Überlegungen machen. Tatsächlich sind die heutigen Europäer dazu verurteilt, sich einen Reim auf ihre neue Lage zu bilden – und wenn sie hierbei vorerst eher Unsicheres und Ungereimtes vorbringen, so spricht sich hierin ein wichtiges Moment der realen Gegebenheiten aus. Ich möchte aber zeigen, dass für Defaitismus kein Grund besteht. Vielmehr sind auf die positiven Merkmale der aktuellen schöpferischen Krise hinzuweisen.

Lassen Sie mich beginnen, indem ich eine Formel aufnehme, die durch den Romancier Erich Maria Remarque weltweit bekannt wurde – jene Meldung der Obersten Deutschen Heeresleitung aus dem Ersten Weltkrieg, die an Tagen mit ruhigem Frontverlauf bekannt zu geben pflegte: „Im Westen nichts Neues“. Diese Formel ist heute ganz entschieden umzukehren. Die entscheidende Nachricht unserer Zeit lautet offenkundig: Es gibt im Westen etwas Neues – und zwar Neues von historisch beispielloser Qualität. In der Tat, an dem westlichen Kap der euro-asiatischen Landmasse konstituieren sich in einem langsamen, doch beharrlich verfolgten politischen Prozess ohne Vorbild die konföderierten Staaten der Alten Welt unter dem klingenden Namen der EU – womit das aktuelle Europa der 25 bzw. 27 gemeint ist.

Was das entscheidend Neue an diesem Phänomen angeht, lässt es sich nur durch einen Ausblick in die Geschichte erläutern. Allein wenn man es in weitere historische Perspektiven stellt, kann uns die Einzigartigkeit des politischen Versuchs bewusst werden, der seit wenigen Jahrzehnten in dieser Weltgegend unternommen wird. Um es mit einem Wort zu sagen. Wir haben das Privileg, dem Auftauchen einer politischen Großform beizuwohnen, zu deren Kennzeichnung man sich im Arsenal der traditionellen Kate-

gorienvergeblich umsieht. Ich spreche hier von einer Großform unbekanntem Typs, weil der historische Name für das bislang größte Gebilde im politischen Raum, der des Imperiums, auf die neue Struktur nicht anwendbar ist. Kurzum, wir haben es mit dem Novum zu tun, dass vor unseren Augen, unsere Lebenszeiten durchgreifend, eine politische Großform entsteht, die ihren wesentlichen Eigenschaften nach nicht mehr im Merkmalsprofil der traditionellen Imperien untergebracht werden kann. Dies stellt nicht zuletzt eine intellektuelle Herausforderung und ein politologisches Vexierspiel dar. Wie soll man mit den Begriffen der Vergangenheit ein politisches Gebilde charakterisieren, das eindeutig die Eigenschaften des Großen besitzt – und dies sogar in monumentalem Ausmaß – ohne zugleich die Charakteristika einer imperialen Macht an den Tag zu legen?

Am ehesten lassen sich die Kennzeichen der neuen Großform zur Sprache bringen, indem man hervorkehrt, was die Europäische Union in ihrer heutigen wie ihrer künftigen Gestalt nicht oder nicht mehr bedeutet. Ein solches Vorgehen ist mit der Gefahr verbunden, dass man fürs erste nur negative Aussagen akkumuliert. Wenn ich also im Folgenden fünf Bestimmungen vortrage, von denen ich glaube, sie seien zur Definition des Neuen besonders geeignet, so hat es man – zumindest an der Oberfläche – überwiegend mit Negationen zu tun. Ich möchte nichtsdestoweniger keinen Zweifel daran lassen, dass sich in diesen verneinenden Thesen zugleich auch schon positive Aussagen über einen neuen politischen modus vivendi verbergen.

Ich beginne mit einem Satz, der in gewisser Weise alle folgenden Aussagen in sich enthält: Das heutige Europa stellt eine essentiell post-imperiale Größe dar. Um zu begreifen, was diese These besagt, sollten wir uns in Kürze vergegenwärtigen, was der Begriff Imperium in seiner herkömmlichen Bedeutung zum Ausdruck brachte. Ein Imperium – wie es sich seit den Tagen der Römer definierte – verkörpert einen politischen Erfolgsraum, der unter dem Anspruch steht, von metaphysischen bzw. transzendenten Privilegien beschirmt zu sein. Somit bezeichnet ein Imperium unvermeidlich immer auch ein Gebilde der politischen Theologie – genauer der politischen Theologie des militärischen Erfolgs. Bekanntlich haben die Römer den militärisch codierten Begriff imperium, der nichts anderes als die Befehlsgewalt des Oberkommandeurs römischer Legionen bezeichnete – mit der Zeit politisch substantialisiert und theologisch aufgeladen, um schließlich aus einer militärischen Angelegenheit eine politische Affaire eine Heilsaffaire zu machen. Aus der Befehlsgewalt über die Truppen wird ein von jenseitigen Privilegien überwölbter Erfolgsweltzusammenhang – vorausgesetzt, die Militärgeschichte des Volks lässt sich zugleich als politische Erfolgsgeschichte erzählen. Eben diese Prämisse war bei den Römern von den Tagen der punischen Kriege an in höchstem Maß erfüllt.

In einem Erfolgsraum dieser Art reden die Teilnehmer an der Macht im Wesentlichen über nichts anderes mehr als über die Siege des Reiches. Darum sind Imperien monothematische Strukturen. Sie haben es im Grunde nur mit einem einzigen Gegenstand

Die EU: die erste Großform ohne imperiale Macht

Europa ist post-imperial

„Imperium“ bedeutete ursprünglich nur die Befehlsgewalt des Kommandeurs

Der Begriff des Imperiums wurde theologisiert

Die punischen Kriege

*Imperien sind
narzisstische
Einheiten*

zu tun, nämlich dem, den sie selber darstellen. Monothematik ist der semiologische Name des Narzissmus. Imperien sind narzisstische Einheiten, die nur von sich selber und von den Gründen ihrer Größe reden können. Indem sie mit sich selbst über sich selbst kommunizieren, formulieren sie fortlaufend neu die Injunktionen, mit denen sie sich zur Fortsetzung ihrer Erfolgsgeschichte antreiben. Sie gleichen in dieser Hinsicht dem zeitgenössischen Kunstbetrieb, der seiner inneren Dynamik nach ebenfalls durch und durch auto-kongrulatorisch verfasst ist.

*Der Imperator
personifiziert den
Reichserfolg*

Zum Imperium gehört naturgemäß der Imperator als die Personifikation des Reichserfolgs. Nicht umsonst trägt er diesen Namen, denn er verkörpert nicht nur die Machtfülle seines Reichs, er scheint sogar dem Unberechenbaren selbst, dem Glück, Befehle erteilen zu können. Von den Tagen von Caesars Adoptivsohn Augustus an heißt dieser Glückskönig selbst der Caesar, nachmals der Kaiser oder der Zar, – eine Bezeichnung, die von manchen Etymologen auf den altpersischen Herrschernamen „Cosroes“ zurückgeführt wird. Dies ist unter einem spezifischen Gesichtspunkt nicht unplausibel: Die Perser hatten als erste die Idee, dass Herrschaft erst wirklich Herrschaft sei, wenn sie nicht über bloße Untertanen ausgeübt wird, sondern über andere Herrscher. Sobald die Forderung nach einem König im Raum ist, der König über Könige wäre, ist einfache Herrschaft nicht mehr genug. Hiermit wird die psychopolitische Uhr des Imperialismus aufgezogen. Im Bild gesprochen: In der Krone des Monarchen bildet ein zweites Stockwerk aus – sobald diese Steigerungsdynamik erst einmal ausgelöst ist, gibt es für sie kein Halten mehr – man erkennt dies nicht zuletzt an der (im 14. Jahrhundert erfundenen) dreistufigen Krone des Papstes, der Tiara, die den Vorranganspruch des Heiligen Stuhls auch vor den höchsten weltlichen Thronen symbolisiert. Blickt man auf diese Zusammenhänge zurück, so wird auch unmittelbar evident, dass und warum im heutigen Europa für Reichsideologien dieses Typs kein Raum mehr ist. Die typischen Embleme imperialer Erfolgsprogramme, Adler und Löwen, sind politische Raubtiere, die heute nur noch im Zoo der Bibliophilen gehegt werden. Was Kronen angeht, so wird deren Schicksal in Europa am deutlichsten durch die politische Kopfbedeckung des Papstes zum Ausdruck gebracht: Die letzte aktive Tiara – jene, die Paul VI. in der Schlusszeremonie des Zweiten Vatikanums feierlich ablegte –, wurde in die USA verkauft; die späteren Päpste tragen seither nur noch die Haube des Bischofs.

Caesar – Kaiser – Zar

*König der Könige –
Herrscher der
Herrscher*

*Die Tiara:
eine dritte Stufe*

*Adler und Löwe sind
Raubtiere*

*Die Tiara wurde in
die USA verkauft*

Rémy Brague

Mit der These, dass das heutige Europa von Grund auf post-imperial verfasst sei, bringe ich zugleich die Überzeugung zum Ausdruck, dass inzwischen auch das nahezu zweitausendjährige politische Epos der Reichsübertragungen von den Römern auf deren Nachfolger definitiv abgeschlossen sei, auf europäischem Boden zumindest. An anderer Stelle habe ich – nicht zuletzt Anregungen des französischen Philosophen Rémy Brague aufnehmend – den Gedanken entwickelt, dass man, um das Problem der europäischen Identität zu lösen, eine dramaturgische Sichtweise annehmen muss. Demnach kann man darauf verzichten, eine essentiell europäische Kultur nachzuweisen oder gar europäische Gene zu suchen. Es genügt, mit der Optik eines Regisseurs der Frage nach-

zugehen, welche gemeinsamen Stücke von einer gegebenen Population gespielt werden – um von dort aus auf ihre kulturelle Kohärenz zu schließen. Die Antwort, die sich aus dieser Untersuchung ergibt, ist einigermaßen lapidar: Europäer wäre demnach, wer an irgendeiner Version der zahlreichen Re-Inszenierungen des Imperium Romanum teilnimmt. Um die dramaturgische Grundidee des alten Europa auszudrücken, kommt man somit wie von selbst auf die altehrwürdige Idee der *translatio imperii*. Von ottomischer, ja wohl sogar schon von karolingischer Zeit an hatte man in dieser Weltgegend versucht, die Vorstellung plausibel zu machen, es sei die Mission der nordwesteuropäischen Herrscher, namentlich in Deutschland, das römische Reich auf germanischem Boden wieder zu verkörpern. Europäer konnte demnach immer nur sein, wer an einem Projekt der Reichswiederholung teilnimmt.

Die gute Nachricht unserer Zeit lässt sich vor diesem Hintergrund leicht artikulieren: Für die Bewohner des alten Europa ist die Serie der Reichsübertragungen ein für alle mal vorüber. Dasein in post-imperialen Zeit bedeutet, dass es uns vergönnt ist, von den neo-imperialen Alpträumen der jüngeren Gesichte aufzuatmen, in deren Verfolgung sich Europa selbst zerstörte. Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, dass der klassische Nationalismus, wie er das 19. und frühe 20. Jahrhundert in dieser Weltgegend prägte, nicht bloß deswegen zu kritisieren war, weil er das Motiv der Nation über Gebühr betonte, sondern mehr noch deswegen, weil er die Nationen zur Basis neu-römischer imperialer Präntentionen machte – was in dem hierfür viel zu engen europäischen Spielraum zu den bekannten verheerenden Folgen führen musste. Seither ist das öffentliche Leben der Europäer implizit und explizit vor die Aufgabe gestellt, einen postimperialen Modus politischer Kultur zu entwickeln. Man darf wohl sagen, dass die Selbsterfahrung Europas in der Gegenwart Aufschluss gibt über die Unumgänglichkeit dieses Auftrags ebenso wie über seine enormen Schwierigkeiten.

Indem ich diese Digression über den *modus vivendi* des alten Kontinents nach dem Ende seiner imperialen Versuchen abschließe, gehe ich gleich zu dem zweiten Merkmal des neu-europäischen Komplexes über und weise auf die von Grund auf post-heroische Verfasstheit der zeitgenössischen Verhältnisse hin. In welchem Maß dies mit dem bisher Gesagten zusammenhängt, liegt auf der Hand. Im Lauf von kaum mehr als einem halben Jahrhundert haben sich die Europäer in ihrer größten Mehrheit von den Traditionen des Heldenkults, der Todesverehrung und der Verherrlichung des patriotischen Opfers losgelöst und sich zum Vorrang der zivilen Tugenden bekannt. So ist das weltliche *savoir vivre* an die Spitze der Tugenden gelangt, indessen die militärischen und spirituellen Heroismen zu marginalen Funktionen abgesunken sind. Im Alltag können sich die Bürger dieser Weltgegend hiervon überzeugen kraft einer einfachen Beobachtung: Die europäische Union der Küchen ist schon weiter fortgeschritten als die der politischen und juristischen Systeme. Die postheroischen Kulturen geben sich dadurch zu erkennen, dass sie sich durchwegs an den Lebenswerten des Alltags orientieren und dem Heroischen nur noch den Wert einer Notfallmoral zuerkennen.

Viele Reichswiederholungen: Ottonen, Karolinger, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation...

Europas „Imperien“ sind tot – weil sie sich selbst zerstörten

Europa ist post-heroisch

Die Union der Küchen

Das Heroische nur noch als Notfallmoral

*Europa ist
post-machistisch*

Ende des Machismos

*Adel ist
Status-Arroganz*

*Allgegenwärtiges
„Ranking“ ist
neo-athletisch*

*Rolle der
Renaissance:
Rückkehr in das
Vorchristliche*

*Grundtrend der
Feminisierung und
Erotisierung*

An dritter Stelle definiert sich das neu-europäische Experiment durch das, was ich hier seine post-machistische Atmosphäre nennen möchte. Auch dies folgt kontinuierlich und nahezu notwendig aus den genannten Prämissen. Mit der Auflösung des Heroismus geht der Zerfall der historischen Männlichkeit einher (wie auch die Emanzipation der Weiblichkeit von ihren traditionellen Prägungen). Die übergreifende Tendenz über beiden Prozessen erkennen wir in der Tatsache, dass das moderne bürgerliche Europa, spätestens seit der Renaissance der Stadtkulturen, wieder an den meritokratischen Standards des griechischen Polislebens anknüpft. Wenn Machismo das Verlangen nach kriterienloser Anerkennung von Überlegenheit ausdrückt, wie es sich in manchen dumpfen Männlichkeitsüberlieferungen artikuliert, so bedeutet die jüngere Meritokratie das Todesurteil gegen Anmaßungen dieses Typs. Erneut haben die Europäer die mittelalterliche Idee des Adels verabschiedet – diesen großen Rückfall in die Magie der Statusarroganz – und sich statt dessen auf die Suche nach Verfahren begeben, wie man menschliche (und männliche) Vorzüge von den Ideologien des Erbes und des Geschlechts abkoppelt, um sie statt dessen ganz an Werturteile über aktuelle Verdienste anzuschließen. Hieraus ergibt sich der neo-athletische Zug im Kern der europäischen Leistungsidee. Deren allgegenwärtiger Ausdruck ist das Ranking, das bei all seinen anfechtbaren Aspekten doch ein Zugeständnis an die Einsicht darstellt, dass Eminenz und Prominenz reversible Größen sein sollten. Damit kommen auch die Zeiten ans Ende, in denen Männer per se und leistungsunabhängig einen Vorzug vor den Frauen genossen. Im Übrigen sollte nicht vergessen werden, dass die so genannte Renaissance einen viel mächtigeren Vorgang darstellt als sich mit den Mitteln der bloßen Kunstgeschichte fassen lässt. In Wahrheit inszeniert Europa seit rund fünfhundert Jahren ein gewaltiges Kulturzitat, in welchem seine Bewohner, über das christliche Zeitalter zurückspringend, einige wesentliche Merkmale der vorchristlichen Lebensformen wieder zu verlebendigen suchen – insbesondere die Wiedereinsetzung der Demokratie, die zuerst in den griechischen Städten praktiziert worden war. Zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert stand die viel zitierte Renaissance überwiegend im Zeichen der Wiederanknüpfung neuzeitlicher Künstler und Gelehrter an ihren antiken Vorbildern. Eine andere bedeutende Figur des antiken Lebens jedoch musste vierhundert Jahre lang warten, bis auch für sie die Zeit der Wiederbelebung gekommen war – ich spreche von dem Athleten, mit dessen Neuauftauchen auf der Bühne der Moderne sich ein tiefer Einschnitt vollzog, ein Einschnitt, dessen Bedeutung für die Affektdynamik der westlichen Zivilisation – und eo ipso der Weltzivilisation – sich in seinem gesamten Umfang noch kaum ermessen lässt. Ich begnüge mich hier mit dem Hinweis, dass mit dem neo-athletischen Trend ein Kontrapunkt zu dem allgemeinen und unaufhaltsamen Grundtrend zur Feminisierung und Erotisierung der modernen Populationen gesetzt wird. Durch Athletismus kehren die thymotischen, die stolz- und ehrgeizhaften Regungen auf deutlich vernehmliche Weise in den Haushalt der westlichen Kultur zurück – und erst mit dieser Rückkehr kommt auch die eigentliche Renaissance ans Ziel. Diese im-

pliziert den Abschied von dem Weltalter einseitiger christlicher humilitas-Ideale und die Neubesinnung auf ein zwischen Eros und Thymos ausbalanciertes Menschenbild.

An vorletzter Stelle möchte ich vorschlagen, die psychopolitische Verfassung der europäischen Populationen mit dem Prädikat post-enthusiastisch zu bezeichnen. In diesem Wort drückt sich die Befund aus, dass die europäische Publizistik, ja die europäischen Verständigungsverhältnisse im allgemeinen, aufgehört haben, den Massennarzissmus und die Massenbegeisterung für kollektive Mobilmachungen und patriotische Überspitzungen auszunutzen. Letzteres war freilich typisch für die oben erwähnte Ära der Nationalimperialismen, von welcher man summarisch sagen kann, sie habe den Untergang des alten Europa durch falsche Begeisterungen hervorgerufen. Im Übrigen ist festzustellen, dass die Angehörigen der politischen Klasse bis heute große Mühe haben, sich mit diesem Merkmal aktueller europäischer Kultur anzufreunden. Noch immer erliegt man in diesen Kreisen gern der Versuchung, sich wieder auf die Suche nach dem begeisterten Bürger zu machen – beziehungsweise dessen Fehlen zu beklagen. Besser wäre es wohl, die Heraufkunft des skeptischen Bürgers als historische Chance zu begrüßen. Man muss die Tatsache zur Kenntnis nehmen, dass zwischen Demokratie und Skepsis eine positive Korrelation besteht. Unsere Politiker sollten sich mit der Idee vertraut machen, dass große Überzeugungen den Seelenlärm nicht nötig haben – sowenig wie die mediale Hysterie. Tatsächlich besitzen die Grundzüge des hier beschriebenen neuen europäischen Experiments die Züge von großen Überzeugungen, die in einem Klima wohltemperierter Skepsis in ihrem Element sind.

Mit alledem möchte ich sagen – und ich komme damit zu meiner Schlussthese: dass die Europäer im Begriff sind, das politische und kulturelle Paradigma für ein post-unilaterales Zeitalter zu schaffen. In der Verständigung hierüber liegen die wirklichen Anfänge einer gemeinsamen europäischen Außenpolitik. Der natürliche Gegner der Europäer ist mithin alles, was weiterhin imperial, heroisch, machistisch, enthusiastisch und unilateral auftritt – sollten auch solche Auftritte aus der transatlantischen Sphäre kommen, in der sich ein Gutteil dessen, was das alte Europa ausmachte, neu verkörpert hat. In der Gestalt der Vereinigten Staaten von Amerika schaut Europa wesentliche Aspekte seiner eigenen imperialen Vergangenheit an. Es wird selber beweisen müssen, dass es einen Schritt in die Zukunft getan hat, als es den Weg zu seiner jetzigen unionalen Form betrat. Dies können Europäer nur leisten, wenn sie über ihren neuen Modus des Daseins und Politiktreibens hinreichende Klarheit erreicht haben. Dann können sie, selbstbewusst und bescheiden zugleich, für ihren Versuch, Großes jenseits der imperialen Traditionen zu schaffen, um die Weltgeltung werden, die ihm seiner zivilisatorischen Vorzüge wegen zukommt.

Der vorliegende Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Vortrages, den Peter Sloterdijk in der Österreichischen Botschaft in Berlin anlässlich der Präsentation des Bandes Bruno Redeker (Hrsg), Das geschichtliche Erbe Europas, gehalten hat (Wissen und Verantwortung – C. F. v. Weizsäcker-Stiftung).

*Auf dem Weg zu
einem ausbalancier-
ten Menschenbild*

*Europa ist
post-enthusiastisch*

*Der Untergang
Europas durch
falsche Begeisterung*

*Der skeptische
Bürger als Chance*

*Überzeugungen ohne
Seelenlärm und
mediale Hysterie*

*Europa ist
post-unilateral*

*Europas Gegner:
Das Imperiale,
Heroische, Machisti-
sche, Enthusiastische
und Unilaterale*

Europa und die USA

*Europa:
selbstbewusst und
bescheiden zugleich*